



Saiten 10/2014

Saiten 10/2014



Vor 70 Jahren erschien der Appell zur Gründung des Kinderdorfs Pestalozzi. Ein Besuch mit der Witwe des Gründers, Anuti Corti, in Trogen. Fragen zur Zukunft der Kinderdorf-Idee. Und Erinnerungen des tunesischen Autors Amor Ben Hamida.

Text: Katharina Flieger

REPORT

REPORT

In der Mitte der Turnhalle steht eine Kiste voller Bälle, unterschiedlich gross und bunt. Rechts und links davon drängen sich rund neunzig Teenager an die Wände, Knaben und Mädchen aus Struga, Mazedonien, und aus Märstetten, Thurgau, Schweiz. Beim sogenannten «Dorfball» fehlen Regeln, einziges Ziel: So viele Bälle als möglich in die Kisten zu befördern. Den regnerischen Sommertag verbringen die Schulklassen aus Märstetten und Struga und ihre Betreuerinnen und Betreuer mit Kursen zu Themen wie «Teamwork» oder «Fair-play» im Kinderdorf Pestalozzi – dem Kinderdorf in Trogen, das eigentlich keines mehr ist. Doch was ist es dann?

Unumstritten zumindest ist die geografische Lage: 950 m.ü.M., am Fusse des Gäbris, über ein Areal von acht Hektaren verteilt, liegt das Kinderdorf mit rund zwanzig Gebäuden. Die Grundsteinlegung fand am 28. April 1946 statt, doch die Geschichte beginnt zwei Jahre früher mit einer Vision. Als der Zweite Weltkrieg Europa in Gewalt und Elend versinken liess, erschien im August 1944 in der Kulturzeitschrift «Du» ein Artikel des damaligen «Du»-Redaktors und Philosophen Walter Robert Corti mit dem Aufruf: «Bauen wir eine Welt, in welcher die Kinder leben können.» Was nach einer Utopie klang, wurde – in reduzierter Form – Wirklichkeit.

Walter Robert Corti setzte sich bereits als junger Mensch mit Fragen des menschlichen Zusammenlebens auseinander. Schlüsselmoment für dieses Denken war, wie er im Buch «Der Weg zum Kinderdorf Pestalozzi» schreibt, der Fund eines Briefes: Als Junge fand er 1921 auf einer Bergwanderung im Gebiet der Dreisprachenspitze in einem Waffenrock aus dem Ersten Weltkrieg einen Brief mit den Worten besorgter Eltern über das lange Schweigen des – gefallenen – Sohnes. Fortan verfolgte ihn der Gedanke einer möglichen friedlichen Eintracht zwischen den Menschen: «Könnte es denn aber nicht sein, dass sich die Familien der Menschen unter Palmen und Nordlichtern, in den Häuserschächten von Chicago und Tokio, auf den Matten im Gebirge und am Rand der Steppe, in Dörfern und Städten, wo immer sie leben, friedlich von den Gütern der Erde ernähren?» Männerbünde würden trotz ausserordentlicher Leistungen im Bereich von Wissenschaft und Technik immer wieder Krieg stiften. Cortis Vision: Er wollte gemeinsam mit Menschen unterschiedlichster Herkunftsländer und Disziplinen eine Akademie zur Erforschung der Ursachen für Kriege und Möglichkeiten des friedlichen Zusammenlebens aufbauen.

Ein Denk-Mal der Kriegszeit

Doch dann kam der Zweite Weltkrieg, und Europas Waisenkinder verlangten nach einer Adaption dieses Vorhabens. Mit Anuti Corti, der heute 96-jährigen Witwe des Gründers, besuche ich das Kinderdorf. Erinnerungen an die Entstehungszeit werden lebendig. «Walter wollte etwas Nachhaltiges tun. Er wollte durch die Erziehung der Kinder zu Toleranz und Frieden die Völker zusammenführen.» Seine Idee löste ein ungeahntes Echo aus. Zahlreiche Leserbriefe erreichten die Redaktion, Persönlichkeiten wie der Architekt Hans Fischli, die

Pädagogin Elisabeth Rotten oder die Rotkreuz-Ärztin Marie Meierhofer und viele andere Persönlichkeiten aus dem Studien- und Freundeskreis von Walter Robert Corti unterstützten das Vorhaben. Nach Kriegsende waren die Hilfsgelder für die Soforthilfe bestimmt; da Cortis Vision jedoch ein langfristiges Projekt umfasste, beschloss die Gruppe, eine gross angelegte Sammlung bei der Schweizer Bevölkerung durchzuführen, um die nötigen finanziellen Mittel zu erlangen.

Mit dem Kinderdorf besitzt die Schweiz ein Denkmal zum Anfassen, das bis heute wirkt und wo versucht wird, den Frieden zu leben.

Anuti Corti

Eine heutzutage unvorstellbare Solidaritätswelle schwappte über die vom Krieg verschonte Schweiz. Dass die Kinderdorfidee dann in Trogen realisiert wurde, war im Wesentlichen der Verdienst des damaligen Trogener Pfarrers Josef Böni. Er vermochte die Mitglieder seiner Gemeinde für das Kinderdorf zu begeistern und lockte mit einem günstigen Landangebot. Anuti Corti betont die Bedeutung: «Mit dem Kinderdorf besitzt die Schweiz ein Denkmal, einen Zeugen der Kriegszeit. Ein lebendiges Denkmal zum Anfassen, das bis heute wirkt und wo versucht wird, den Frieden weiterzugeben und zu leben – in der Praxis, nicht nur in der Theorie.»

Diese Praxis bestand nach der Gründung aus dem Zusammenleben der Kinder unterschiedlichster Herkunft. Aus den Kriegsländern Europas kommend bezogen sie die Nationenhäuser, welche Namen aus der jeweiligen Landessprache trugen, oft aus Märchen oder Liedern. Erst kamen die Kinder aus Frankreich, dann Polen, Österreich, Finnland, Italien, Griechenland, Ungarn und Deutschland. Ab den 60er-Jahren folgten Kinder von ausserhalb Europas, aus Tibet, Korea, später aus Tunesien, Libanon, Äthiopien sowie auch aus anderen Krisengebieten.

Frieden säen

Als pädagogischer Grundsatz wurde der «Wohnstubengedanke» des Pädagogen und Namensgeber Johann Heinrich Pestalozzi übernommen. Unter der Leitung von Arthur Bill und seiner Frau Berta wurden Lehrpersonen aus den Heimatländern der Kinder als Hauseltern geholt. Morgens fand der Unterricht in der Muttersprache statt, nachmittags lernten die Kinder in Fächern, in denen die Sprache nicht vordergründig war, gemeinsam Deutsch. In den Nationenhäusern wurden die eigene Sprache, Religion und Kultur gepflegt. Jedes Nationenhaus hatte seine Einrichtung nach dem Herkunftsland. Das Ziel sei gewesen, erzählt Anuti Corti im Gespräch, die Kinder nicht zu entwurzeln. Als Erwachsene sollten die Pestalozzi-Kinder in ihre Heimatländer zurückkehren und den Gedanken des friedlichen Zusammenlebens weitergeben. Doch es kam anders.



Saiten 10/2014

Saiten 10/2014

Es gab menschliche Tragödien, weil Kinder entwurzelt wurden. Ich persönlich jedoch habe dem Kinderdorf sehr viel zu verdanken.

Amor Ben Hamida

Nach den ersten Generationen, die das Kinderdorf verliessen, kehrten immer weniger von ihnen in die Heimatländer zurück. Obwohl sich die Pädagogen bemühten, eine Entwurzelung zu verhindern: Die Verbindung zur Heimat ging zum Teil verloren. So erlebte es auch Amor Ben Hamida, der 1970 zusammen mit sechs weiteren Kindern als Halbweise aus einem tunesischen Kinderdorf nach Trogen kam. Der ehemalige Verkaufsleiter von UBS und Swiss Re widmet sich heute dem Schreiben. Im Zusammenhang mit seinen Hilfsprojekten in Tunesien mischt er sich aktiv in die Flüchtlingsdebatte ein. Auf mein Mail meldet er sich innerhalb weniger Minuten zurück, Tage darauf treffen wir uns in einem Café im Bahnhof Zürich, wo der umtriebige Herr seine Geschichte erzählt. «Diese Erfahrung ging an niemandem spurlos vorüber. Manchen gelang es, neue Wurzeln zu schlagen, anderen nicht. Aber eine kleine Macke kriegte jeder von uns mit.» Seine Ankunft in der Fremde beschreibt er als luftleeren Raum. Die Kinder hätten auch gelitten. «Nach der anfänglichen Neugierde kam die Sehnsucht – teilweise derart stark, dass manche Kinder völlig blockiert waren und in die Heimat zurückkehren mussten. Es gab menschliche Tragödien, weil Kinder entwurzelt wurden. Ich persönlich jedoch habe dem Kinderdorf sehr viel zu verdanken.»



Der Gedanke muss sich weiterentwickeln

Die politische Situation hat sich in Migrationsfragen gegenüber der Zeit von 1950 bis 1970 stark gewandelt. Die internationalen Konfliktherde änderten ebenso wie gesellschaftliche Konzepte. Ein eigentlicher Paradigmenwechsel fand im Bereich der Entwicklungszusammenarbeit statt und schlug sich im Kinderdorf nieder: Statt Kinder auf die Trogener Hügel zu holen, sollte «vor Ort» versucht werden, mit Bildung die Situation der Kinder und das friedliche Zusammenleben zu fördern. Seit 1982 arbeitet die Stiftung Kinderdorf Pestalozzi mit Partnerorganisationen in Ostafrika (Tansania und Äthiopien), Südostasien (Laos, Thailand und Myanmar/Burma), Südosteuropa (Moldawien, Mazedonien und Serbien) und Zentralamerika (Honduras, Guatemala und El Salvador) zusammen. Doch auch dies rief Kritiker auf den Plan: Mit dieser Strategie werde die Idee von Walter Robert Corti verraten.

Während man sich in der Ferne engagierte, wurden in den leerstehenden ehemaligen Nationenhäusern betreute Wohngruppen eröffnet. Im Rückblick bezeichnet Anuti Corti die Phase der anstehenden Neuorientierung in den 80er-Jahren als Irrweg. «Mit den wechselnden Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen ging der Fokus auf das Wesentliche verloren. Doch

das gehört dazu. Der Grundgedanke muss sich weiter entwickeln und reifen – das ist auch im Sinne meines Mannes. Er nannte dies damals den Försterblick: In diesem Wort ist alles drin, woran ihm lag. Es braucht seine Zeit, bis ein starker Wald gewachsen ist.»

Nostalgie und interkulturelle Workshops

Noch heute liefern die Pöstler gelegentlich Päckchen mit Kinderkleidern im Kinderdorf ab, obwohl dafür längst kein Bedarf mehr besteht. Aktuell leben keine Kinder mehr dauerhaft auf dem Hügel ob Trogen. Anstelle der Kinder sind es nun die freigeordneten Häuser, die verwaist sind – und sanierungsbedürftig. Erneut befindet sich die Stiftung an einem Wendepunkt. Die betreuten Wohngruppen für Kinder und Jugendliche mit sozialen und schulischen Schwierigkeiten wurden Ende Juni 2014 endgültig geschlossen, unter anderem, weil die Sozialämter heute vermehrt versuchen, Jugendliche in der Nähe der Wohnorte unterzubringen. 23 Stellen gingen dadurch verloren, wobei die Wohngruppen vom Kanton finanziert waren und mit den Spendengeldern nichts zu tun hatten.

In Zukunft soll stärker auf die im Jahr 2002 lancierten Schulprojekte gesetzt werden. Schon heute besuchen hier jährlich über 2000 Jugendliche aus der Schweiz und Südosteuropa interkulturelle Workshops, so wie Ivona und Sara, beide 15, aus Struga oder Marc und André, auch sie 15, aus Märstetten. Nach zwei gemeinsamen Tagen stellt André im Gespräch fest: «Von den mazedonischen Kindern unterscheidet uns nur die Sprache. Sie sind wie wir.»

Wir sind doch ein bisschen die grösste Familie der Welt.

Eintrag einer Ehemaligen im Gästebuch

Die jungen Besucher und Besucherinnen auf Kurzurlaub können sich wohl kaum mehr vorstellen, wie hier vor langer Zeit Kinder unterschiedlichster Nationalitäten herumgewuselt sind. Alle zwei Jahre trifft sich der Verein der Ehemaligen im Kinderdorf, für Amor Ben Hamida eine nostalgische Angelegenheit. Ein Kommentar im Gästebuch der Website des Vereins lässt die Bedeutung dieses Anlasses erahnen: «Ich konnte leider dieses Jahr nicht dabei sein, ich denke an Euch alle und war/bin im Herzen bei Euch. *Wir sind doch ein bisschen die grösste Familie der Welt.* Ich freue mich auf das nächste Treffen. Liebe Grüsse, D.» Für manche sei hier der wichtigste Ort im Leben, erzählt Ben Hamida. «Einige haben die ursprüngliche Heimat verloren und später in der Schweiz keine neue gewonnen – deren Transitpunkt liegt in Trogen. Aber das war einmalig und ist nun passé!» Sie hätten das Glück gehabt, das Pestalozzidorf so erlebt zu haben, doch heute könne das in dieser Art nicht mehr funktionieren. Ben Hamida versucht nun, das

positive Gedankengut zum friedlichen Zusammenleben in seiner Heimat Tunesien zu verbreiten. «Es gibt weit über 3500 Ehemalige aus dem Pestalozzidorf, wir sollten das in unseren Ländern und unseren Kulturen weitertragen.»

«Diskriminierung gibt es auch in der Schweiz»

Heute ist Trogen kein Transitpunkt, wohl aber noch Begegnungsort: In Austausch- oder Projektwochen beschäftigen sich Schweizer Schulklassen und Jugendliche aus Ost- und Südosteuropa mit Themen wie Anti-Rassismus, Kinderrechten und Zivilcourage. Weiter gibt es Radioprojekte und eine interkulturelle Ausbildung namens «emPower», in der junge Erwachsene aus den Partnerorganisationen in Südostasien, Ostafrika, Südosteuropa und Zentralamerika während neun Monaten Module in den Themenbereichen Rassismus, Gender, interkulturelle Pädagogik oder Demokratie besuchen.

Dr. Elisabeth Stern, die diesen Lehrgang mitaufgebaut hat, erklärt bei einem gemeinsamen Treffen mit Anuti Corti in Winterthur die damit verbundenen Herausforderungen. Die Teilnehmenden dieses Studiengangs seien oft junge Leute, die einer Minderheit angehörten, erklärt die freiberufliche Kultur-Anthropologin.

Aus Burma kämen nicht etwa Burmesen, sondern Angehörige der Volksgruppe der Kachin, aus Guatemala Angehörige der Mayas. «Diese jungen Menschen müssen ein starkes Rückgrat haben und einiges aushalten können.» Stern war früher Leiterin der Fachstelle Interkulturelle Weiterbildung und Programme Schweiz, heute leitet sie auf Mandatsbasis Kurse zum Thema Gender und Kultur. Oft seien die jungen Studierenden nach ihrer Rückkehr Ressentiments ausgesetzt. Skeptische Eltern würden befürchten, dass ihre Kinder nun ‚europäisch‘, also eine Art Verräter seien. «Sie müssen lernen zu beurteilen, was sich in ihrem Umfeld umsetzen lässt und wo geduldiges Warten angesagt ist.»

Ausgrenzung, Mobbing und Diskriminierung: Das sind auch für Schweizer Jugendliche aktuelle Themen.

Monika Bont

In Geduld müssen sich teilweise auch die Mitarbeitenden in Trogen üben. Nicht immer gelingt es den Jugendlichen oder auch den Lehrpersonen, sich in die veränderten Rollen zu finden. Im Besucherzentrum empfängt mich Monika Bont, die seit Anfang Jahr für die Schulprojekte verantwortlich ist. Mit ruhiger Stimme erzählt sie von ihrer Arbeit im Kinderdorf Pestalozzi. «Ich schätze die Tätigkeit mit den Kindern an den Themen Anti-Diskriminierung, Kinderrechte und Zivilcourage, an denen wir im interkulturellen Austausch mit Klassen aus der Schweiz und Gruppen aus Südosteuropa und

GUS-Staaten intensiv arbeiten. Die Idee des Kinderdorfes, eine friedlichere Welt zu schaffen und sich dafür zu engagieren, ist auch privat meine Lebensphilosophie.» Sie arbeitete in einem sudanesischen Flüchtlingslager, in einer Schule in Tansania und später mit Migrantinnen und Migranten in der Schweiz. Ob sie denn überzeugt sei, dass die Kinder und Jugendlichen bereits nach ein, zwei Wochen etwas mitnehmen würden? «Auf jeden Fall, sonst könnte ich diese Arbeit nicht machen. Natürlich gibt es in jeder Gruppe unterschiedlich Motivierte. Wenn wir jedoch einen bestimmten Anteil dieser Klassen erreichen und für unsere Themen sensibilisieren können und sie möglicherweise in gewissen Situationen entsprechend anders reagieren, dann hat sich unsere Arbeit gelohnt. Dann wurde die Idee vom Kinderdorf Pestalozzi weitergetragen.»

Dabei hat sie nicht nur gesellschaftliche Strukturen im Blick, wie sie etwa in Mazedonien herrschen, wo teilweise getrennte Schulklassen zwischen albanisch und mazedonisch sprechenden Mazedonierkindern vorkommen, um Konflikte zwischen den Ethnien zu vermeiden. «Ausgrenzung, Mobbing und Diskriminierung sind auch in der Schweiz äusserst aktuelle Themen!» betont Monika Bont. «Dabei gibt es Unterschiede zwischen Stadt und Land: In den Städten sind Klassen oft stark multikulturell geprägt, während der Anteil an Kindern und Jugendlichen mit Migrationshintergrund in ländlichen Regionen eher kleiner ist. Da ist die Fremdenangst stärker spürbar.»

In sechs Stufen zur toleranten Haltung

Die Angst vor dem Fremden verliert nur, wer es täglich erlebt. Der Austausch mit anderen Nationalitäten im Kinderdorf soll eine positive Erfahrung sein. Damals wie heute steht die Erziehung zum Frieden im Mittelpunkt – verändert hat sich bloss die Form. Statt wie früher im Alltagsleben lediglich erprobt, wird das friedliche Zusammenleben heute bewusst geschult. Das Modell der «Intercultural Development Inventory» (Hammer, M. & Bennett, M., 1998), kurz IDI genannt, erfasst die grundlegende Einstellung von Menschen gegenüber kulturellen Unterschieden. In sechs Stufen wird der Prozess in Richtung toleranter Haltung beschrieben: Nach dem ersten Verleugnen, dass es eine andere als die eigene Kultur gebe, folge die Einsicht «Sie sind anders, wir sind viel besser». Oder aber Gemeinsamkeiten würden betont, à la «Gott hat uns alle gleich erschaffen». Werden entscheidende Unterschiede übergangen, wird man dem Gegenüber nicht gerecht. Nötig sei es, an den Punkt zu gelangen, wo man sich gegenseitig akzeptiert: «Wir sind verschieden, gemeinsam können wir etwas Neues kreieren.» Der Psychologe Alexander Thomas leitete ein Forschungsprojekt zum Thema «Langzeitwirkungen der Teilnahme an internationalen Jugendaustauschprogrammen auf die Persönlichkeitsentwicklung der TeilnehmerInnen» und stellte fest, dass Kinder selbst nach einer Woche, in der sie sich in



Seiten 10/2014

Seiten 10/2014

einer anderen Kultur aufhalten, in den Folgejahren offener bleiben gegenüber der Andersartigkeit von Mitmenschen. Auch nach kurzer Zeit bleibt etwas von dieser Erfahrung hängen; in drei Wochen können intensivere persönliche Prozesse in Bezug auf gegenseitiges Verständnis, Toleranz und Akzeptanz in Gang gesetzt werden.

«Warum keine syrischen Kinder?»

Im Schäfli, Trogens Dorfbeiz und einer Art gesellschaftlicher Drehscheibe, wirten die Künzles. Man habe sich dran gewöhnt, meint der Wirt mit dem grauen Rossschwanz, mittlerweile gehöre das Peschti, wie es hier genannt wird, zur Identität von Trogen. Bis in die 80er sei der Kontakt intensiver und die Durchmischung stärker gewesen. «Einige der Kinder gingen hier in Trogen in die Kantonsschule, manche der Hausväter waren in der freiwilligen Feuerwehr.» Heute sei das anders. Der Durchschnittsbewohner von Trogen wisse nicht, was die Leute vom Kinderdorf trieben. «Nun sind sie ja vor allem in andern Ländern vor Ort tätig, das ist auch vernünftiger. Vermutlich ist es effizienter, in den Ländern selbst was tun.» Ab und zu kämen die jungen Studierenden zu Künzle ins Schäfli, man habe auch schon gemeinsam musiziert, die Leute aus Burma mit den Einheimischen. Allgemein sei das Verhältnis heute diffuser, viele der Häuser stünden leer. «Warum nehmen sie keine syrischen Kinder auf?», wirft Künzles Äpfel rüstende Frau vom Nebentisch ein. «Viele hier im Dorf verstehen das nicht. Akute Situationen verlangen auch mal akute Lösungen.»

Die Welt ist ein Dorf, heisst es oft. Doch was kann ein Dorf wie das Kinderdorf Pestalozzi in Trogen leisten? Walter Robert Corti forderte bereits vor siebzig Jahren, den engen Schweizer Blick für die Welt zu öffnen. «Es genügt nicht mehr, sein Kind allein für die Verhältnisse seines Dorfes, seiner Nation zu erziehen. Heute ist jeder, ob er will oder nicht, ein Weltbürger. Darum müssen wir uns über die Verhältnisse der ganzen Welt klar werden.» Seiner Zeit voraus sprach Corti vom «Försterblick» und meinte Nachhaltigkeit, forderte die heute vielerorts zelebrierte Interdisziplinarität und besass ein Ge-

Heute ist jeder, ob er will oder nicht, ein Weltbürger. Darum müssen wir uns über die Verhältnisse der ganzen Welt klar werden.

Walter Robert Corti

spür für Fragen, die unter dem Begriff der Globalisierung als Phänomen zusammengefasst werden. Und trotzdem: Toleranz allein garantiert keinen Frieden. Struktureller Rassismus lässt sich auch mit einem «wir sind alle gleich» nicht bekämpfen. Die (Schweizer) Entwicklungszusammenarbeit unterliegt in den meisten Fällen einem eurozentristischen Weltbild. Während mit dem «Fremden» und «Anderen» hierzulande Ängste

geschürt werden, motiviert das Exotische in der Ferne die Spendenfreude von Herrn und Frau Schweizer. Im Falle der Stiftung Kinderdorf Pestalozzi ist es einfacher, Unterstützung für Bildungsprojekte im Zusammenhang mit sauberem Wasser in afrikanischen Schulen zu gewinnen als für Projekte, die gegen die Diskriminierung behinderter Menschen in Moldawien ankämpfen – Afrika zieht immer.

Man muss sich fragen: Was hat überlebt vom Geist der Entstehungszeit? Was ist heute wichtig, was möglich? Fragen, die auch den Ehemaligen Amor Ben Hamida beschäftigen. Sein im Dezember erscheinendes Buch *Schnee in der Sahara* (Vorabdruck auf S.42) ist denn auch eine Art Hommage an Walter Robert Corti. «Sein Gedanke, Kindern zu helfen und durch Bildung zum Frieden beizutragen, lebt in vielen ehemaligen Kindern weiter. Was uns ermöglicht wurde, trage ich mit meiner Aktion «swissvision» wieder zurück nach Tunesien. Indem ich in meiner Heimat Bildungsprojekte unterstütze, schliesst sich der Kreis wieder.»

In PR-Filmen und beim Spendensammeln auf der Strasse lassen sich solch komplexe Diskussionen schlecht ver-



mitteln. Unzählige Texte wurden im Lauf der letzten siebzig Jahren über das Kinderdorf geschrieben, über die Vision, das Potential und die dazugehörigen Fallstricke. Was bis heute nicht geändert hat, ist die Schwierigkeit, das friedliche Zusammenleben der Kulturen gänzlich zu erfassen. Walter Robert Cortis Ausspruch von 1955 hat deshalb seine Gültigkeit nicht verloren. «Es ist oft versucht worden, die Idee, den Gedanken des Kinderdorfes

auf eine knappe, schmale Formel zu bringen – ohne rechten Erfolg. Alles wirklich Lebendige lässt sich nur schwer formulieren.» Die Dinge brauchen ihre Zeit; so auch die Entscheidung, wie es weiter gehen soll. Anuti Corti bekräftigt: «Es gibt hunderte Kinderdörfer, aber diesem Trogener Kinderdorf liegt eine Idee zu Grunde, – und wer es von dieser trennt, wird es zerstören. Die Idee ist nicht heute und nicht morgen zu erfüllen. Erfolg benötigt Zeit. Den Gedanken der Toleranz weiterzugeben, beinhaltet auch Risiken. Ich bin froh, dass die ursprüngliche Idee heute in anderer, der Zeit angepasster Form weitergeführt wird. Das Kinderdorf wird sich wandeln müssen, das schrieb mein Mann schon früh.» Der durch die jüngst aufgegebenen Wohngruppen leer gewordene Raum will wieder gefüllt werden. Diesmal will man sich im Kinderdorf sorgfältig überlegen, wie und womit dies geschehen soll.

Bilder: Anuti Corti (S. 31), Jugendliche aus Struga und Märstetten (S. 33/34) (ProPro Winterthur). Die ersten Jahre im Kinderdorf (S. 30, 32, 35) (Pestalozzi-Archiv)

Kinderdorf Pestalozzi, Trogen. Ausstellung über die Geschichte des Kinderdorfes im Besucherzentrum.

pestalozzi.ch